

Zeitschrift:	Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber:	Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band:	102 (2008)
Heft:	10
Artikel:	Obamas Traum : eine kleine Geschchihte der amerikanischen Hoffnung
Autor:	Suter, Lotta
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-389995

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

- Ein Schwarzer als Regierungsoberhaupt der USA ist in Reichweite gerückt. Bedeutet die Gewinnung dieser Macht-position das Ende der schwarzen Politik, so wie die Bürgerrechtsbewegung der sechziger Jahre sie verstanden und betrieben hat? Ist es ein Neubeginn für die Post-Civil-Rights-Generation, welche eher mit und im Mainstream Politik betreiben will? Lässt sich, wie Obama in seiner programmatischen Denver-Rede selbst suggerierte, seine eigene Hoffnung auf Veränderung, seine Interpretation der heutigen Situation, sein Versprechen auf Erfüllung des Amerikanischen Traums nahtlos an Martin Luther Kings Vision einer solidarischen Gesellschaft anfügen?

Lotta Suter

Obamas Traum

Eine kleine Geschichte der amerikanischen Hoffnung

Am 28. August 1963 träumte der schwarze Bürgerrechtskämpfer Martin Luther King an einer Grossdemonstration in Washington DC laut und deutlich von einer gerechteren Gesellschaft, in der die Nachkommen der Sklavenhalter und die Nachkommen der Sklavinnen und Sklaven endlich an einem Tisch sitzen könnten. Genau 45 Jahre später akzeptiert Barack Obama am Parteikongress der Demokraten in Denver seine Nominierung als erster schwarzer Präsidentschaftskandidat – ein historischer Moment, den viele der mitfeiernden älteren Afroamerikanerinnen und Afroamerikaner nicht mehr zu Lebzeiten erwartet hatten.

Ist es lediglich die Fortsetzung der gleichen Politik mit anderen – mächtigeren – Mitteln?

Die Wahlberater von Barack Obama vergleichen ihren Kandidaten nicht ungern mit dem charismatischen Rhetoriker und Motivator Martin Luther King. Sie erinnern an MLKs grosses Erbe: den Glauben an ein besseres, an ein vereintes Amerika. Sie ziehen sogar eine noch längere historische Linie: 1862 ist es Präsident Abraham Lincoln, der den Kongress warnt, dass mit der Emanzipation der Sklaven das Schicksal des ganzen Landes – oder wie er poetisch umschreibt «die letzte beste Hoffnung der Menschheit» – steht oder fällt. Hundert Jahre später verkündet Martin Luther King Jr.: «Ich habe einen Traum – dass diese Nation sich eines Tages erhebt und ihr wahres Ideal erfüllt.» Und nun sagt Barack Obama, dass der gleiche ameri-

kanische Kampfgeist und der gleiche amerikanische Zukunftsglauben, welche die Menschen vor 45 Jahren zu Martin Luther führten, seine Wahl zum Präsidenten ermöglichen werden.

Angesichts solch starker Parallelen übersieht man leicht die Unterschiede. Es ist nicht bloss der modernere, sekularere – manche sagen auch weissere – Redestil, der Obama von King unterscheidet. Auch die Ausgangssituation ist eine andere. Obama spricht als zukünftiger Machthaber, er formuliert seine zukünftige Politik: ein grundsätzliches Vertrauen in die Marktwirtschaft, das zugunsten einer grösseren Chancengleichheit mit sozialen Leitplanken gekoppelt und ergänzt werden soll. Obama spricht als oberster Vertreter des Staates zu seinem Volk. Martin Luther King hingegen sprach für das Volk; er war Teil einer Volksbewegung, welche von der Obrigkeit ihre Rechte einforderte und einklagte. «Eine Schande» nannte King die Situation der Negroes anfangs der sechziger Jahre, und er rief zum Widerstand gegen einen Staat und eine Gesellschaft auf, welche die Schwarzen immer noch in Fesseln legen. «Der Sturm der Revolte wird die Grundfesten unserer Nation erschüttern bis der helle Morgen der Gerechtigkeit tagt.» Das tönt biblischer, aber auch verbindlicher als Obamas «Yes, We Can». Gesellschaftsveränderung, oder wie es heute trendiger heisst, «Change», war damals noch kein Wahl-slogan für eine etablierte Partei. Auf gewisse Änderungen, etwa die Aufhebung der Rassentrennung und Rassendiskriminierung, reagierten Staat und Gesellschaft in den USA der sechziger Jahre mit brutalen Polizeieinsätzen und Gefängnisstrafen – und schliesslich mit der Ermordung von Martin Luther King.

Mit diesem schweren und unverdauten Erbe – auch im Jahre 2008 wuchern wieder die Morddrohungen an jedem bierseligen weissen Stammtisch – will und kann sich der demokratische Präsidentschaftskandidat verständlicher-

weise nicht voll belasten. Sorgfältig hat er deshalb in den letzten Monaten seine schwarzen Wurzeln gepflegt und, wenn nötig, gekappt. Interessant ist, dass Obama einen der öffentlichsten und radikalen Brüche mit einer religiösen Figur, nämlich mit seinem geistlichen Mentor, dem feurigen Reverend Jeremiah Wright von der schwarzen Trinity Church in Chicago, vollzog. Mitte der sechziger Jahre, als Martin Luther King seinen Einfluss immer mehr mit dem radikalen muslimischen Führer Malcolm X teilen musste, reagierte ein Teil der afroamerikanischen Christen mit einer neuen Befreiungstheologie eigener Prägung. In dieser liberalen schwarzen Kirchentradition hatte Wright seit Jahrzehnten gepredigt und Barack Obama war der Kirche in den 1980er Jahren als junger politischer Aktivist beigetreten. Wright war der Pfarrer, den Obama für seine Heirat und die Taufe seiner Töchter wählte. Doch als während der Vorwahlkampagne Ausschnitte aus Wrights Predigten auf YouTube gelangten, wurde der Befreiungstheologe für Obama zur untragbaren Belastung. Dass der Pastor eine seiner Predigten mit den Worten schloss «God bless America? No, no, no. God damn America» konnte ihm der Präsidentschaftskandidat ganz einfach nicht verzeihen. Wenn der Patriotismus in Frage gestellt wird, nützen in dem bibelfesten Land auch alle Hinweise auf frühere verdammende Propheten nichts. Moses mag sein Volk wegen dem Tanz ums goldene Kalb unflätig beschimpft haben – ein anständiger Amerikaner tut das ganz einfach nicht.

Noch nie habe ich in meiner engsten – neuengläisch weissen – Umgebung so viele und so leidenschaftliche rassistische Bemerkungen gehört wie nach der Affäre Wright; die Angst vor dem Wilden, Unzähmbaren, Dunklen, Irrationalen, kurz: vor dem Anderen trieb die seltsamsten Blüten. Etliche Bekannte verblüfften mich mit Tiraden über die faulen, leichtsinnigen, geistig minder-

wertigen Schwarzen. Vierzigjährige Erinnerungen an die Inner-City-Aufstände in New York, Chicago, Los Angeles und anderen US-Grossstädten wurden wach, als ob das alles gestern stattgefunden hätte. Da half es auch nichts, wenn Intellektuelle die Worte von Jeremiah Wright in den Kontext der schwarzen Befreiungstheologie stellten, die fast zeitgleich wie die Bewegung in Lateinamerika entstand. Es war bloss Öl ins Feuer, als der afroamerikanische Theologieprofessor James Cone in der New York Times schrieb: «Tief in jedem von uns steckt dieser Malcolm X, der eine solch starke Sprache spricht.»

Malcolm X, in welcher Form auch immer, ist in einer Präsidentschaftskampagne fehl am Platz. Besonders in einer Präsidentschaftskampagne, in der sich der Kandidat ständig dem Vorwurf stellen muss, selbst ein Muslim zu sein. Obama distanziert sich auch da unzimperlich: Er verleugnet den Einfluss seines Vaters, ein säkularer Kenianer muslimischer Herkunft, und seines Stiefvaters, ein Indonesier, der kaum die Moschee besucht. Obama-Leute entfernen schon mal Kopftuch tragende Musliminnen aus dem Publikum, wenn ihre Aufmachung den christlichen Fernsehauftritt des Kandidaten gefährdet. Schliesslich schielt er nach der weit zahlreicheren und mächtigeren Religionsgemeinschaft der weissen Evangelikalen.

Obama distanziert sich, ohne je zu fragen: Nein, ich bin nicht Muslim, aber was wäre denn so schlimm daran? Ohne zu sagen: Nein, ich bin mit der schwarzen Befreiungstheologie nicht in allem einverstanden, aber ihre Kritik hat gute Gründe. Schon gar nicht sagt er: Mein Glaube tut hier nichts zur Sache. Das wäre politischer Selbstmord in den gottesfürchtigen USA, in denen Moral und Religion symbiotische Zwillinge sind.

Und so stützt Barack Obama seine moralische Autorität unter anderem auf den Baptistenpfarrer King Jr. Dessen Botschaft ist seit seinem Märtyrertod im

Jahre 1968 genügend im allgemeinen Bewusstsein verankert worden, um auch unter Weissen keinen Angstreflex mehr auszulösen. Wer im nationalen Kalender einen eigenen Feiertag gewidmet bekommt (der Martin Luther King Day wird in den USA seit dem Jahr 2000 gefeiert), der kann ganz einfach kein gefährlicher Radikaler sein. In Denver bemerkte Barack Obama, vor 45 Jahren hätten die Menschen aus Kings «I had a Dream» Verschiedenes heraushören können: Bitterkeit, Frustration, Hass und Streit. Stattdessen hätten die Bürgerrechtskämpferinnen und -kämpfer damals begriffen, dass in Amerika alle

Der Senator von Illinois mit seiner Ehefrau, der Juristin Michelle Obama (Bild: Cicero 7/08)

Bild Seite 295: Martin Luther King (Foto: Blacklooks).

Schicksale miteinander verhängt sind.
Dass alle gemeinsam marschieren müssen – vorwärts und nicht zurück.

Martin Luther King hat damals wie heute Obama Einigkeit, Versöhnung und Hoffnung betont, das stimmt. Allerdings hat er hinzugefügt: «Wir kamen auch an diese heilige Stätte (das Lincoln Memorial in Washington, Ls.), um Amerika an die Dringlichkeit des Hier und Jetzt zu erinnern. Wir können uns nicht den Luxus einer Bedenkfrist leisten; wir können nicht das Beruhigungsmittel eines graduellen Fortschritts schlucken. Es ist jetzt höchste Zeit, die Versprechungen der Demokratie wahrzumachen.» •